Abonnementspreis mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage Nach der Arbeit einschl. Bringerlohn 60 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6962) pro Vierteljahr M. 2,75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 5 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion Zwingerstraße 22, part. Sprechstunde an Wochentags von 12 bis 1 Uhr. Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse: „Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Wiederholung hoher Rabatt gewährt. Versammlungsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens vorm. 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition: Zwingerstraße 22, part. Geschäftszeit von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr. Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 203. | Dresden, Mittwoch den 3. September 1902. | 13. Jahrg.

Lehrreiche Zahlen.

In der Zeit schlechten Verdienstes und häufiger und langanhaltender Arbeitslosigkeit wird unser Volk jetzt von der im Interesse der Agrarier geschaffenen Fleischnot auf das äußerste gepeinigt. Unter dem Vorwande, die Seuchengefahr herabzumindern, hat man die Grenzen gesperrt; da die deutsche Landwirtschaft nicht in der Lage ist, den Fleischbedarf der Bevölkerung allein zu produzieren, so mußte die ungeheuerliche Preissteigerung, unter der wir leiden, notwendig eintreten. Nur agrarisch versimpelte Lohnschreiber der Reaktion wagen immer noch die Fleischnot und ihre Ursache, den Mangel an geeignetem Schlachtvieh, zu bestreiten. Da oder dort wollen sie einen Händler — natürlich einen jüdischen — aufgefunden haben, der das Vieh aufgekauft hat, aber nicht auf den Markt bringt, um die Preise noch mehr in die Höhe zu treiben. Möglich, daß es solche Händler giebt; sie thun dann nur, was die biederen christlichen Geschäftsmänner auch zu thun pflegen, wenn sie die Gelegenheit dazu haben: sie suchen „die Konjunktion auszunützen". Aber es ist einfach thöricht, in solchen Versuchen die Ursachen des heutigen Notstandes zu sehen. Unter dem Einflusse der schlechten Geschäftskonjunktur in den letzten Jahren ist der Fleischkonsum in Deutschland stark zurückgegangen: die Arbeiter hatten einfach kein Geld, um sich Fleisch zu kaufen. In Dresden z. B. ist der Fleischverbrauch seit 1899 erheblich zurückgegangen. In der Gesamtmenge auf das Jahr und den Kopf der Bevölkerung von 72,28 Kilogramm (1899), 72,23 Kilo (1900) auf 69,80 Kilo (1901). Im laufenden Jahre ist der Rückgang sicher noch auffälliger. Aber auch der Verbrauch von Mehl und Backwerk ist von 114,47 Kilo (1899) auf 113,75 Kilo (1901) gesunken. **Und dabei droht uns der Brotwucher!!**

Die Verminderung der Nachfrage nach Fleisch hätte bei gleichbleibendem Angebot **unter allen Umständen** ein Sinken des Preises herbeiführen müssen. Daran hätten alle Händler der Welt nichts ändern können. Aber das Angebot ist eben **nicht** gleich geblieben, sondern infolge Absperrung der Grenzen und Produktionsunfähigkeit der deutschen Landwirtschaft noch mehr gefallen als die Nachfrage. **Daher die Fleischnot.**

Ohne allen Zweifel wird der Notstand in einzelnen Orten durch lokale Gründe noch erheblich verschärft. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Zufuhr von Vieh nach Dresden durch die städtischen Abgaben entschieden erschwert wird. Daher denn auch mit immer steigendem Nachdrucke die Aufhebung des Oktrois in der Stadt Dresden gefordert werden muß. Da das eine organische Neuregelung des gesamten städtischen Steuersystems bedeuten würde, die selbst bei besserem Willen und größeren Fähigkeiten in den städtischen Korporationen nicht von heute auf morgen durchzuführen wäre, so muß die **zeitweise Aufhebung der Abgaben von eingeführtem Vieh** als Minimum zur Linderung der Not zunächst gefordert werden.

Mit welchen Unsummen die große Masse der Bevölkerung Dresdens durch das verwerfliche indirekte Steuersystem belastet wird, lehrt ein Blick in das neuherausgegebene **statistische Jahrbuch für die Stadt Dresden**, Jahrgang 1901, das uns noch öfter wird beschäftigen müssen. An Verbrauchsabgaben sind im Jahre 1900 erhoben worden: von Mehl und Backwerk 700 379 M., von Bier 419 630 M., von Wildpret, Geflügel und Fischen rund 150 000 M., von Fleischwerk 120 000, von **Vieh 614 227 M.**, zusammen mehr als **zwei Millionen!** Die Verbrauchsabgaben betragen seit 1887 fast regelmäßig 5¼—5½ M. pro Jahr auf den Kopf der Bevölkerung, macht ungefähr **26 Mark** für die fünfköpfige Familie. Der Gesamtertrag der städtischen Steuern auf den Kopf der Bevölkerung machte im Jahre 1900 27,26 Mark aus. Die Zahl ist seit einigen Jahren fast unverändert, zeigt aber gegen die siebziger und achtziger Jahre (18,17 bis 21,14 M.) eine erhebliche Steigerung.

Daß sich die **Lebenshaltung** der Dresdner Bevölkerung in den letzten beiden Jahren entschieden verschlechtert hat, bedarf keines Beweises. Die Thatsache ist sonnenklar. Freilich die Millionäre, die Grundstückspekulanten, Börsenjobber und Bankgauner haben ihren Luxus nicht eingeschränkt. Das haben die Drohnen der Gesellschaft nicht nötig. Aber man muß wissen, **wie es in den Häusern der Arbeiter und der Kleinbürger aussieht!** Dort herrscht zum Teil ein grauenhaftes Elend. Daran will man natürlich nicht erinnert werden — und wenn **Zivilisten erhöht werden** sollen, leugnet man den Notstand wohl gar einfach ab. Aber Zahlen beweisen! Für das Auf und Ab im wirtschaftlichen Leben eines Volkes ist die Sparkassenstatistik ein ganz brauchbarer Maßstab: sehen wir sie an! In der Stadt Dresden betrugen die Einzahlungen und die Rückzahlungen in Sparkassen:

	Einzahlungen Millionen M.	Rückzahlungen Millionen M.
1896:	17,4	15,5
1897:	17,4	17,0
1898:	18,4	18,0
1899:	18,4	19,4
1900:	19,0	21,7

Während also 1896 die Einzahlungen die Auszahlungen noch um rund 2 Millionen Mark übersteigen, tritt 1897 ungefähr Gleichgewicht ein; 1899 dagegen bleiben die Einzahlungen hinter den Rückzahlungen zurück, 1900 um 2¾ **Millionen**. Seit 1881 war so etwas nicht mehr zu verzeichnen.

Und so wie es in Dresden ist, so ist es — mit Unterschieden allerdings — überall in Deutschland. Ueberall Knechtung und Schröpfung der großen Masse zu Gunsten der wenigen Besitzenden; überall das Bestreben, den Armen ihr weniges noch zu nehmen; überall wucherische Gelüste der herrschenden Klassen. Wie lange soll das noch dauern? Unser Volk muß zu Grunde gehen, wenn nicht gelingt, dieser „Politik" Halt zu gebieten.

Die Situation in Deutschland erinnert an einen Vorgang während der französischen Revolution. In Frankreich war der Notstand aufs höchste gestiegen. Der Staat verblutete sich an seinem Defizit. Die Nationalversammlung suchte verzweifelt nach einem Ausweg aus dem Elend. Der Finanzminister Necker trat endlich mit einem Reformplan hervor, der einer Konfiskation des Eigentums gleichkam. In den Diskussionen hierüber ergriff auch der gewaltige Mirabeau das Wort und sagte u. a.: „Hier ist eine Liste der französischen Grundeigentümer. Trefft eine Auswahl der Reichsten, um wenige Bürger zu opfern. Denn muß es nicht so sein, daß eine kleine Zahl umkomme, um das ganze Volk zu retten? Gut denn. Zweitausend solcher Notabeln besitzen, was dazu gehört, das Defizit auszufüllen. **Stoßt sie nieder, schlachtet mitleidslos diese traurigen Opfer, stürzt sie in den Abgrund und er wird sich schließen.** Ihr bebt schaudernd zurück? O, wenig folgerechte Männer, kleinmütige Männer, die Ihr seid! Seht Ihr denn nicht, daß, wenn Ihr den Bankerott beschließt, ihr Euch **mit einem viel größeren Verbrechen befleckt** und unbegreiflicherweise mit einem Verbrechen ohne Nutzen?"

Auch heute würde sich schaudernd ein jeder abwenden, wenn ein Fanatiker aufforderte, die Millionäre zu töten, um den Armen zu helfen, die Fürsten zu rädern, um die Hungernden mit ihren Schätzen zu sättigen. Der rohe, der grausige, blutige Mord — — entsetzlich!

Aber, Ihr mit Recht dagegen Empörten, wißt Ihr nicht, **welche Opfer an Leben und Gesundheit die Fleischnot und der Brotwucher kostet?** Die Unterernährung giebt das Volk seinen Würgengeln, der Schwindsucht, der Skrophulose und den anderen Krankheiten als leichte Opfer hin. **Hier geschehen täglich tausende und abertausende von unblutigen Morden!**

Politische Uebersicht.

Posener Kaisertage.

Der Telegraph überbietet sich, um alle die weltbewegenden historischen Momente der Posener Kaisertage getreu aufzuzeichnen und die Kunde der Welt zu übermitteln. Es ist in Posen über alle Maßen herrlich, die „deutschnationale Sache" hat infolge der Anwesenheit des Kaisers, durch die also ausgelöste patriotische Begeisterung, einen Riesenaufschwung genommen, und die Polen sind einfach zerschmettert, so zerschmettert, als wenn Wilhelm II. wirklich an der Spitze siegreicher Truppen in die eroberte Stadt eingezogen wäre. Also versichert die gutgesinnte Presse und der brave Nationale, der seinen Nationalismus vor allem in der lakaienhaften Bewunderung des Kronenträgers findet, ist überzeugt von dem, was er liest. Er schwört auf die Methode des neuesten Kurses, der im glänzenden Schaugepränge Thaten und Erfolge sieht und sich immer mehr gewöhnt, im Beifall und Hurra des Spalierpublikums die Stimme des Volkes zu sehen.

Der Telegraph erzählt, daß der Empfang „alle Erwartungen übertraf. Die dichten Menschenmengen, die die Straßen angefüllt hatten, empfingen den Kaiser überall mit stürmischer Begeisterung. In den Straßen war fast jedes Haus reich mit deutschen und preußischen Fahnen geschmückt. Die wenigen polnischen Häuser, welche keinen Schmuck angelegt hatten, verschwanden in der Masse der dekorierten Häuser. . ."

Ob unter den „dichten Menschenmengen" viele aus Breslau und anderen Orten kommandierte kriegervereinliche Eisenbahnbeamte gewesen sind? So viel verrät das Telegramm übrigens doch, daß viele Polen ihre Häuser nicht beflaggt noch sonst geschmückt haben. Dazu gehörte bei dem behördlichen Drucke, der ja zweifellos ausgeübt worden ist, immer schon eine besondere Festigkeit und selbst, wenn die ungeschmückten Häuser unter den geschmückten „verschwanden", wie der Telegraph pflichtschuldigst versichert, sie sind darum doch drohende Menetekel für die nationale

Das Blut.

Roman von J. J. David.

(12. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Achtes Kapitel.

Noch kein Winter war Gabrielen so rasch vergangen, wie dieser mildeste aller, die sie in Unter-Heinzenwald verbracht. Endlos war jede einzelne Stunde; in fast atemloser Hast drängten die Wochen und die Monde einander. Und immer fester und gespenstig lebhaft war das Empfinden in ihr: Es kam. Sie glaubte, leibhaftig das Nahen des Geahnten zu verspüren; in ihren schlummerlosen Nächten stand's vor ihr und starrte sie an, mit unergründlichen Rätsel-Augen: formlos und dennoch gestaltet und lockend.

Es wurde Frühling; die schwarzen Schollen starrten nackt zum überhangenen Himmel, und der Westwind trug den feuchten Erdgeruch durch die Lande. Hinter dem Hause, auf der Sonnenleiten, standen die Veilchen, dicht, duftend und blau, wie noch nie. Gabriele pflückte, wie in jedem Jahre, die ersten, wenn sie gleich dabei nicht mehr über den Bach sprang, wie noch vor kurzem, und that ein zierlich gebundenes Sträußchen in ihre Bibel, wie sie's gewohnt war. Sieben Gefährten fand es zwischen den Blättern des heiligen Buches; es war das achte, und fürder kam eines mehr dazu. Das Brombeergenist vor dem wüsten Garten stand in weißem Blust; sie freute sich damit. Aber noch lieber denn je zuvor vernahm sie das Rufen der Wasser, die an ihrem Kammerfenster vorüber in die grünende Weite rannen.

Man hatte sie zum Milchverkaufe gethan, der eine Nutzung Frau Salomes bildete und dem neben einer ansehnlichen Erbschaft diese ihr beträchtliches eigenes Vermögen dankte; denn das Mädchen sollte verdienen lernen. Es erwies sich geschickt und nicht unklug dabei; ein Teilchen des Gewinnes verblieb ihm: „Sie muß sparen können." Das legte Gabriele sorglich zusammen und freute sich mit seinem Wachstum. Das mißfiel Frau Salomen keineswegs; sie hatte „das Kind" freilich niemals mit der Marie, die ganz befremdlich wirr und ängstlich geworden war, auf den Knieen liegen und inbrünstig die Brust schlagen gesehen. Beide beteten unbewußt um ein Gleiches: um Kraft gegen sich selbst. Niemals hatte die Brauersfrau auch Gabrielen beobachtet, wenn die ihr Erspartes vor sich liegen hatte, es überzählte und heimlich dabei erwog, ob es auch für alle Fälle — und sie hätte nicht einen bestimmten nennen können! — reichen möge. Das wurde ihr immer sauer, wie alles, was Rechnen hieß; aber die kummervoll sorgende Falte der Stirn und das trübselige Hängen der Mundwinkel bei solcher Arbeit hätte Frau Salome kaum verstanden, und so wäre ihr auch wohl das recht und eine neue Beruhigung gewesen. . . .

Der Sommer kam, schwül und fast unbarmherzig. Gebräu nach Gebräu mißriet; das Eis in den Kellern des Brauhauses ging vorzeitig zur Neige, und Rupert war übellaunig und sorgenvoll. Der Graswuchs gedieh nicht; die Kühe litten, und Frau Salome sah mißvergnügt in die Welt. Unter beiden hatte Gabriele zu leiden. Fast allwöchentlich zog ein Wetter auf und verstörte Gabrielen und rührte das Tiefste in ihr auf. Sie hatte wiederum schlaflose Nächte, Tage, die endlos und traurig waren. Das, was vor ihr stand, kam nicht, kündigte sich nicht einmal an. Und dennoch klangen die alten, lockenden Stimmen gewaltiger denn je, rissen an ihr und wollten sie nicht lassen. Ungeduld fraß an ihr mit dem Langen des Lichts; Laute äfften sie, bis sie zu Nacht nicht mehr wußte, was Wirklichkeit, was Spiel ihres fiebernden Blutes sei. Dazu wisperten allnächtig neben ihrem Fenster Menschenstimmen. Eine bedünkte sie vertraut und der Marie zugehörig; die andere war ihr fremd, aber in ihrem Tonfall lag etwas Dreistes und eindringlich Forderndes. Eine Neugierde nach dem, was dort verhandelt werde, war wohl in ihr; aber, am Ende — sie wußt' es halb und halb, und die laffe Müdigkeit, die so häufig ihre Glieder lähmte, wehrte ihr das Aufstehen. Und wer konnte ihr sagen, ob sie nicht wieder einmal genarrt war? Wie oft hatte sie sich gerufen geglaubt, sich erhoben, um dann nichts zu finden, als die schweigende Nacht, um mit schmerzenden Augen und brennender Stirn wieder ihr Lager zu suchen. Aber ein starker Neid auf die Flüsternden raunte in ihr: um sie warb niemand, und sie war doch schöner, unendlich schöner als die Marie. Denn diese hatte allerdings eine gefällige Gestalt, wie sie denn in dieser Beziehung mit Gabrielen eine entfernte Aehnlichkeit hatte, und ihr Gesicht war hübsch, sah man's schräg; aber sie war viel zu voll von Wangen, als daß sie, von vorne betrachtet, auch nur leidlich gewesen wäre. Und ihr viel gerühmtes Haar? Gabriele mußte lächeln und ließ die dunkelbraunen, welligen, feuchten Strähne durch die Finger gleiten. Das war schön!

Sie wußte im übrigen auch keinen im Orte, den sie gemocht hätte. Herrn Glogars dachte sie nicht einen Augenblick mehr, da er nicht mehr ihr Lehrer war, so wenig sie vielleicht seine Werbung ausgeschlagen hätte; der Freiheit, die sie ihr brachte, wegen. Dazu aber machte er keine Miene; noch war ihm Gabriele zu sehr Kind und er überhaupt der Mensch nicht, der irgend einen, gar einen so wichtigen Schritt ohne reifliches Erwägen und Besinnen gethan hätte. Bücher trug er immer noch zu; sie aber las nicht mehr darin. Das, was sie zu wissen begehrte, stand auf ihren Blättern ja doch gewiß nicht. Oefter dachte sie des Franz; man nannte seinen Namen manchmal im Hause. Daß es immer nur zum Uebeln geschah, das schadete ihm bei ihr just nicht. Aber gelegen war ihr auch am Franz nichts, an niemandem — und dennoch: sich begehren, um sich werben, sich bitten lassen, wie es gerade jetzt, während sie so dachte, neben ihr geschah, das mußte ein Süßes, ein Berauschendes sein. Was wollte der Flüsternde nur? Sie erhob sich; eines ihrer Fenster, das nächst der Küche, stand offen, und eine lüsterne Neubegierde zwang sie, zu horchen.

Die Nacht war sehr still und dunkel. Desto besser war sie geborgen, wenn ihr nachtgewöhntes Auge dennoch den jüngeren Kutschmann erkannte; desto minder konnte ihr auch nur der leiseste Lippenlaut entgehen. Der Mann hatte die Gitterstäbe mit beiden Händen erfaßt und hielt sich so halb schwebend über dem Boden. Vielleicht darum bebte etwas ganz Bewegliches in seiner Stimme, das Gabrielen durchrieselte. „Ich bitt' Dich, Marie, sei klug. Gieb nach!" hörte sie ihn raunen.

„Ich kann nicht, Franz, ich kann's nicht!" kam es zurück.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020903/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG